

„Wie sagt man in Österreich?“ – Ein Rückblick auf Verfahrensweisen in der Lexikografie anhand eines Wörterbuchs

Jakob Ebner

„Gibt's das immer noch?“, fragte ein Fachkollege, dem ich die 4. Auflage (2009) von „Wie sagt man in Österreich?“ schenkte. Immerhin sind es 45 Jahre, seit dieses Büchlein 1969 das erste Mal erschien, und somit ist es auch ein Teil der Geschichte der Auseinandersetzungen um das „österreichische Deutsch“. Daher lohnt es sich vielleicht, dieser Geschichte in Form eines persönlichen Erfahrungsberichts nachzugehen. Im ersten Teil will ich das germanistische und verlagstechnische Umfeld beleuchten, im zweiten auf einige lexikografische Probleme eingehen.

I

Im Frühjahr 1968, gegen Ende meines Studiums in Wien, hielt ich als Historiker auf Einladung eines studentischen Kreises (Näheres ist mir entfallen, jedenfalls später auch im slowenischen Studentenheim) einen Vortrag über „Österreich als Staat und Nation“, ein Thema, das in der politischen Diskussion der 1960er Jahre sehr aktuell war. Dabei konnte ich auch erstmals und nebenbei auf einen sprachlichen Aspekt verweisen, auf den mich ein eher zufälliger Fund brachte: Im Germanistischen Institut der Universität Wien, genauer in der „Wörterbuchkanzlei“ in der Liebiggasse, lag ein maschinschriftliches Manuskript eines Tschechen namens Zdeněk Valta mit dem Titel „Die österreichischen Prägungen im Wortbestand der deutschen Gegenwartssprache“. Dieses Thema war damals in der Wiener Germanistik, die sich vor allem mit Sprachgeschichte und Dialekten beschäftigte, völlig neu.¹

Das Zusammentreffen dieser beider Ereignisse war der erste Anstoß zur Beschäftigung mit einer österreichischen Varietät der Standardsprache, wofür man damals aber noch keine terminologisch klare Bezeichnung hatte. Zufällig wurde ich in das Thema noch im selben Jahr direkt hineingestoßen, als ich eine Stelle als Redakteur in der Dudenredaktion in Mannheim antrat. Bei der ersten Vorstellung im Verlag sagte sein Leiter Paul Grebe: „Wir gehen gleich in die Direktion *hoch*“ (statt *hinauf*), ein für mich noch heute noch Inbegriff unösterreichischer Ausdrucksweise. Vor dem Beginn eines neuen Projekts, für das ich eingeteilt war, sollte ich die als österreichisch markierten Einträge im Rechtschreibduden durchsehen. Ich fand sie dürftig und oft falsch und fand auch Gehör, dass man sie für die nächste Auflage gründlich überarbeiten müsse. Die Auflage stand aber noch nicht an. Vielmehr erhielt ich den Auftrag, in der Freizeit ein Wörterbuch über österreichisches Deutsch zu schreiben. Es sollte im Rahmen der neu eröffneten Reihe „Duden-Taschenbücher“ erscheinen, und hier wieder in einer Reihe mit dem Titel „Wie sagt man in ...?“ Als erste Bände sollten „Wie sagt man in Österreich?“ und „Wie sagt man in der Schweiz?“ erscheinen. (Nach dem für Dudenverhältnisse geringen Verkaufserfolg wurde die Reihe nicht weitergeführt, sodass die Bayern² und andere Regionen nicht mehr zum Zug kamen. Der für mich unattraktive Titel „Wie sagt man in Österreich?“ ist aber hängen geblieben.) Den Schweizer Band nahm der erfahrene Lexikograf und Leiter des Schweizer Duden Ausschusses Kurt Meyer in Angriff. Er war ein gründlicher, typisch schweizerischer Forscher, der sich für seine fundierte Arbeit zwanzig Jahre Zeit ließ³. Ich aber, eher unerfahren, hielt mich an den vereinbarten Abgabetermin, sodass 1969 das Büchlein das erste Mal erschien. Der Nachteil war, dass viele Mängel zu kritisieren waren, der Vorteil, dass eine Diskussion angestoßen wurde und Reaktionen und Verbesserungsvorschlägen in eine weitere Auflage eingearbeitet werden konnten.

Die Arbeitsmethode war für heutige Begriffe primitiv, es gab ja noch kaum Vorbilder. Das erste Problem bestand darin, festzustellen, was überhaupt österreichisch sei. Kleine Hilfen waren die Vorarbeiten von Rizzo-Baur (nicht sehr ergiebig) und Zdeněk Valta, dessen Manuskript auf der Suche nach einem Verlag inzwischen in der Dudenredaktion gelandet

war; leider ist sie nie gedruckt worden. Ich nahm mit ihm Kontakt auf, um die Arbeit verwenden zu dürfen. (Die Arbeiten von Nyhlén und Domaschnev, der mir später sein Buch aus Leningrad widmete, kannte ich damals noch nicht.) Auch das „Wörterbuch der deutschen Gegenwartssprache“⁴, das im Westen nicht vertrieben wurde, aber in der Redaktion vorhanden war, gab manche Hilfen. Das übrige Material ergab sich aber aus der normalen Redaktionsarbeit, aus der Kommunikation mit den Kollegen und vor allem aus Exzerptionen. Dieser erste Bestand an Lemmata hat sich bis heute natürlich völlig verändert.

Das Nachwort mit dem Titel „Deutsch in Österreich“ sollte den Beitrag Österreichs in der Entwicklung der deutschen Standardsprache betonen. Die Blickrichtung wäre heute eine andere, aber die wesentlichen Aussagen über Sprachräume und Sprachschichten gelten heute noch.

Die Reaktion auf das Wörterbuch war in der Vielfalt verblüffend. Ich war als bewusster Österreicher der Meinung, etwas für das Land getan zu haben. So schickte ich das Büchlein dem Unterrichtsminister. Als Reaktion erhielt ich einen dünnen Dankessatz. Der Minister wird es nicht selbst in die Hand bekommen haben, und die zuständigen Beamten haben damit nichts anfangen können. Aufmerksamkeit erregte es bei dem hohen Diplomaten Ingo Mussi, der mir eine ausführliche Liste mit Anregungen und Korrekturen schickte. Dann scheine ich irgendwie in Ungnade gefallen zu sein. Vielleicht auch, weil ich irrtümlich ein Zitat mit der „präpotenten Journaille“ – ein damals im Rahmen der Rundfunkreform vielzitiertes Sager – dem Vizekanzler zugeordnet hatte. (Wenn man unbedingt aktuell sein möchte, tritt man leicht in ein Fettnäpfchen. Diese Erfahrungen haben mir noch gefehlt.) Ein Herausgeber des Österreichischen Wörterbuchs lud mich zwar zu einem Gespräch ein, war aber dann plötzlich nicht mehr zu sprechen. Eine Redakteurin einer Frauenzeitschrift vermisste eine Reihe von Wörtern, die sich aber an der richtigen Stelle im Alphabet befanden; dafür ist sie dann Staatssekretärin geworden. Heftig war eine Auseinandersetzung mit dem bekannten Völkerrechtler Theodor Veiter in den „Salzburger Nachrichten“, der die zu starke Ausrichtung auf Wien kritisierte und Vorarlberger Dialektwörter vermisste. Es war schwer begreiflich zu machen, dass es sich nicht um ein Dialektwörterbuch handelt; standardsprachliche Varianten waren noch nicht im Bewusstsein verankert. Aber Veiter sprach tatsächlich ein Problem an, das auch später nicht ganz gelöst wurde. Vielfach war auch zu sehen, dass Lexikografie der Gegenwartssprache in Österreich nicht verankert war, sodass manche Kritik dadurch bedingt war, dass man Wörterbücher nicht lesen konnte. In Deutschland gab es mehr sachliche und auch ausführliche Rezensionen, so von Erich Seidelmann in „Wirkendes Wort“. Die Kritik in den Rezensionen bot wichtiges Material für die nächste Auflage. – Meine Spracherfahrung beruhte auf vielfältigen Quellen: aus der rein dialektalen Herkunftssprache, mit der ich mich später im Rahmen der Dissertation auch wissenschaftlich beschäftigte, aus der Literatursprache in Schule und Theater, aus Erfahrungen aus einem Jahr als Lehrer im Schweizer Kanton Wallis, der Gegend mit dem ältesten deutschen Sprachzustand, aber auch Erfahrungen des regionalen Standards (als erstes fielen mir in der Schweiz ein Postpickerl für Weihnachtssendungen „Bitte erst *an* Weihnachten öffnen“ auf). So bekam ich zustimmende Briefe über den neuen Zugang zu Sprache, erkenntlich z. B. daran, dass ich Zitate aus Merz/Qualtingers „Der Herr Karl“ aufnahm. Noch 1995 anlässlich einer Tagung in Graz meldete sich Eva Wächter-Kollpacher, damals ORF-Chefsprecherin, zu Wort und erinnerte sich, dass ihr als Schülerin oder Studentin mein Wörterbuch eine neue Sicht auf Sprache eröffnet und ihren Berufsweg gelenkt hätte.

Die Dudenredaktion erfuhr in den 1960er Jahren einen wissenschaftlichen Schwung durch die Zugänge aus der Ostberliner Akademie der Wissenschaften. Mein wichtigster Lehrer war Wolfgang Müller, ein angesehener Lexikograf, der die Bedeutungsbeschreibungen sowie die Behandlung der Sexualsprache in Wörterbüchern grundlegend neu ausrichtete. Ein leider vergessenes Werk ist der Synonymduden (Duden Band 8) von 1964, der später durch ein übliches Synonymwörterbuch abgelöst wurde. Es war ein vergleichendes Synonymwörterbuch, das feine Bedeutungsunterschiede aufarbeitete. Später schrieb er u. a. ein Antonymenwörterbuch und zuletzt erschien im Alter von mehr als 90 Jahren das über 3000 Seiten umfassende dreibändige „Wörterbuch deutscher Präpositionen“. Ich habe von ihm auch für die Bedeutungsunterschiede in nationalen Varianten viel gelernt. Unter Günter

Drosdowski arbeitete ich an einem neuen Stilduden (Duden Band 2), der aber nicht mehr als Stilratgeber, sondern als grammatisch orientiertes Valenzwörterbuch konzipiert war. Es ging darum, aus den verschiedenen Wortverwendungen die grammatischen Anschlüsse und Valenzen herauszuarbeiten und sie den Bedeutungen zuzuordnen. Eine anspruchsvolle, aber lehrreiche Arbeit, die mir Einsichten in Sprachstrukturen vermittelte. Auch mit Rudolf Köster, einem lexikografischen Urgestein noch aus der Leipziger Dudenredaktion, konnte ich arbeiten; als Neunzigjähriger schrieb er noch das Wörterbuch „Eigennamen im deutschen Wortschatz“, gemeint sind Eigennamen, die als Appellative in den Wortschatz eingegangen sind, z. B. *Haribo*, *Raiffeisen*, *Basedow*. Mit dem heutigen Redaktionsleiter Werner Scholze-Stubenrecht verbindet mich eine Jahrzehnte währende sachliche und freundschaftliche Zusammenarbeit.

Die Dudenredaktion verließ ich nach drei Jahren aus privaten Gründen, aber die lexikografische Arbeit hat mich nicht mehr losgelassen, und auch der Duden hat mich nicht losgelassen. Der Verlag hat mich für verschiedene Aufgaben weiter beschäftigt. Gern denke ich an die Arbeit an Meyers Enzyklopädischem Lexikon zurück, z. B. an die Großartikel „deutsche Sprache“ oder „deutsche Mundarten“. Das Ende der Lexikontradition von Meyer bis Brockhaus und der Wechsel zur Wissensvermittlung durch Wikipedia, das ich natürlich auch gern benütze, bewegt mich sehr.

Für die 17. Auflage des Rechtschreibdudens (1973) musste der Bestand der Austriazismen völlig erneuert werden. Ich erhielt dafür auch ausreichend Platz eingeräumt. Es schien nun auch geboten, den Ostduden aus Leipzig, wo in der DDR der Verlag aus der Vorkriegszeit noch bestand, heranzuziehen. Es hatte sich gezeigt, dass dort eine riesige Menge von Österreich-Einträgen vorhanden waren, die zum Teil sinnvoll, zu einem großen Teil aber nicht mehr nachzuvollziehen waren, z. B. ausgefallene Fremdwörter, denen ein anderes Genus oder ein anderer Plural usw. zugeordnet waren. Offensichtlich war es ein politisches Anliegen, mit dem Wortmaterial einen möglichst großen Unterschied zur BRD zu erzeugen, wozu entsprechende Informanten aus Wien behilflich waren. Diesen Weg wollte ich nicht gehen, konnte aber aus der Sprachbeobachtung der Gegenwartssprache einen aktuelleren Stand dokumentieren.

Seit 1973 also habe ich den Duden mit Austriazismen versorgt, je nach Auflage in geringerem oder stärkerem Ausmaß. Zur wissenschaftlichen Begleitung wurde der österreichische Dudenausschuss gegründet, mit dem die Grundausrichtung diskutiert werden konnte, die ich dann im Detail anwenden konnte. Der Ausschuss bestand vorwiegend aus Universitätsgermanisten und änderte sich immer wieder durch Verjüngung. (Der Schweizer Ausschuss besteht vorwiegend aus Personen aus der Sprachpflege oder Korrektoren; eine Szene, die es in Österreich nicht gibt.) Die letzten Tagungen fanden im Linzer Stifterhaus statt, den Vorsitz habe ich im Frühjahr 2014 abgegeben – auch ein Grund für diesen Rückblick.

In jüngerer Zeit verschiebt sich die Arbeit für den Duden zunehmend von der Erneuerung für eine einzelne Auflagen zu einer Auffütterung der generellen Datenbank der Dudenredaktion, aus der dann für einzelne Werke die Daten abgerufen werden. So wurde in den letzten Jahren der Bestand des zehnbändigen „Großen Wörterbuchs der deutschen Sprache“ von mir durchgearbeitet.

Für die internationale Geltung des österreichischen Deutsch halte ich die Österreich-Einträge im Duden sehr wichtig, weil sie dadurch eine Geltung für den gesamten deutschen Standardsprache erhalten, während das „Österreichische Wörterbuch“ doch eher für den Binnengebrauch angesehen wird. Dem Verlag gegenüber habe ich immer mit dem Ansehen des Dudens (und den Verkaufschancen) in Österreich argumentiert, was aber ein Scheinargument war, weil in Österreich (außer in den Schulen) immer der Duden vorrangig verwendet wurde (das hat sich erst in letzter Zeit etwas geändert). Dass für die Schweiz nur etwa halb so viele Einträge wie für Österreich gezählt werden, hat man mir damit begründet, dass eben für das Österreichische jemand da sei, der sich ständig darum annimmt. Ich habe mich darum angenommen, aber dass man dann, wenn man selbst eine Sache durchsetzen will, kein hohes Honorar verlangen kann, ist auch klar.

In den 1970er und 1980er Jahren trat meine Beschäftigung mit dem österreichischen Deutsch – abgesehen von den Dudenbänden – zurück, da ich im Schuldienst voll engagiert war, Theater gemacht habe und viele Bände Schulbücher herausgebracht habe. Erstmals in Schulbüchern habe ich einen Versuch mit einer Unterrichtseinheit zum Thema österreichisches Deutsch versucht⁵, wohl ohne besondere Resonanz. Im Rahmen der Rechtschreibreform war ich vor allem für die Berücksichtigung des österreichischen Wortschatzes zuständig.

Für den von Peter Wiesinger herausgegebenen Band „Das österreichische Deutsch“⁶ habe ich einen aus meiner Sicht wichtigen Beitrag über die Semantik eingebracht, in dem die Wörter nicht isoliert gesehen, sondern in den Gesamtzusammenhang eines Bedeutungsfeldes gestellt werden. Ulrich Ammon hat später einmal festgestellt, dass hier mit der einfachen Vorstellung aufgeräumt wurde, man könnte Varietäten mit bloßen Übersetzungen von Wörtern im Stile von Marille = Aprikose beschreiben. Ammon hat mir später das Manuskript seines Grundlagenwerkes „Die deutsche Sprache in Deutschland, Österreich und der Schweiz“⁷ zum Lesen gegeben und schlug auch vor, für sein geplantes trinationales Forschungsprojekt „Variantenwörterbuch des Deutschen“ die Österreich-Leitung zu übernehmen, was ich ablehnen musste, da ich in keiner Universität oder Forschungseinrichtung verankert war. Das Projekt war dann in Innsbruck unter der Leitung von Prof. Hans Moser angesiedelt, und es hat mich viele Jahre intensiv beschäftigt.

Was ist inzwischen mit dem Duden-Taschenbuch „Wie sagt man in Österreich?“ geschehen? Meine Bemühungen um eine 2. Auflage führten 1980 zum Ziel, allerdings sollten nur die Fehler korrigiert werden und der Satz erhalten bleiben, was nicht möglich war, aber eine gründliche Überarbeitung musste aufgeschoben werden. Immerhin konnten Wortfelder ausgebaut und Belege aus der neuesten Literatur eingebracht werden. Außerdem legte ich ein Umkehrverzeichnis Binnendeutsch–Österreichisch an, um Austriazismen suchen zu können.

Das Büchlein führte dann ein ruhiges Dasein und sollte schließlich vom Verlag aufgegeben werden, was durch verschiedene Einsprüche verhindert wurde. (Das Schweizer Pendant erfuhr keine Neuauflage, wurde vom Dudenverlag eingestellt und unter neuem Titel in der Schweiz herausgebracht.⁸) Es hatten sich auch gleich andere Verlage bei mir gemeldet, die es übernehmen wollten. Erst mit dem Beginn der Arbeit am Variantenwörterbuch schien eine Neubearbeitung nötig und wurde vom Verlag eingesehen. Jetzt konnten auch die Arbeitsgruppen in Basel und Duisburg eingebunden werden, die das Manuskript aus Schweizer bzw. deutschländischer Sicht begutachteten. Diese 3. Auflage von 1998 wurde praktisch neu geschrieben. Die Fülle neuen Materials ließ freilich den Umfang anschwellen, sodass sowohl auf das Nachwort als auch auf die Umkehrliste verzichtet werden musste. Immerhin wurde als grafischer Aufputz eine zweite Schriftfarbe für die Lemmata eingeführt. Die Vorarbeit zu dieser Auflage hatte einen erstaunlichen Nebeneffekt. Auf der Bayerisch-österreichischen Dialektologentagung in Graz 1995 traf ich Ludwig Zehetner und bat ihn, das Buch in Hinblick auf die Geltung der Austriazismen in Bayern durchzusehen, was er freundlicherweise tat; zugleich kam ihm aber dabei die Idee, ein entsprechendes Wörterbuch für Bayern zu schreiben. So erschien 1997 sein inzwischen in 4. Auflage vorliegendes Standardwerk über Bayern.⁹

Etwas überraschend kam schon um 2005 die Anfrage vom Verlag, ob ich zu einer Neuauflage bereit wäre. Diese Anfrage stand im Zusammenhang mit einem größeren Österreich-Engagement des Verlags, von dem unten die Rede sein wird. Ich nahm die Anregung gern an und schrieb, bedingt durch neue Forschungsergebnisse, das Buch wieder neu. Vor allem konnte ich aufgrund kleineren Drucks und einer Umfangerweiterung auf 480 Seiten nicht nur mehr Stichwörter unterbringen, sondern auch ein grundlegendes 30-seitiges Nachwort „Deutsch in Österreich – österreichisches Deutsch“ unterbringen, das die Basis für verschiedene weitere grundlegende Artikel zu diesem Thema bildete.

Dieses Nachwort hat eine Vorgeschichte. Für den Österreichischen Bundesverlag hatte ich eine Broschüre über die neue Rechtschreibung als Behelf für die Schule geschrieben, die gut ankam. Da es für mich nicht einsichtig war, dass man Behelfe nur immer über Rechtschreibung herausbringe, schlug ich weitere Kurzdarstellungen vor, vor allem über österreichisches Deutsch. Zwar wurde ich darin von der Redaktion des ÖWB unterstützt, nicht aber von der Verlagsleitung. Daraufhin unterbreitete ich die Idee dem Dudenverlag, der sie sofort aufgriff. So erschien 2008 eine 48-seitige Broschüre¹⁰. Sie wurde über das Unterrichtsministerium auch den Schulen zur Verfügung gestellt und ist auch unter www.duden.at im Internet abrufbar¹¹.

Ausgangsgedanke war die Einsicht, dass viele Probleme nur dadurch entstehen, dass in Schule und Journalismus die grundlegenden Informationen über österreichisches Deutsch fehlen. Der Text der Broschüre wurde für das Nachwort ausgebaut.

Das Taschenbuch „Wie sagt man in Österreich?“ war für den Verlag nie ein Gewinn, sondern ein ideeller Beitrag zum österreichischen Deutsch. Es wird bestehen, solange der Verkauf wenigstens die Lagerkosten abdeckt. Inzwischen werden lexikografisch seriös erarbeitete Wörterbücher durch populäre Machwerke, die österreichisches Deutsch zum Gaudiodialekt degradieren, verdrängt. Dem entgegenzutreten versuchte der ÖBV mit einer Reihe kleiner populärer, aber sachlich fundierter, Wörterbücher zu 80 Seiten. Erschienen sind „Küche und Keller“, „Amt und Alltag“, „Schimpf und Scherz“ und „Redensarten und Redewendungen“. Da der Verlag keine richtige Form des Vertriebs fand und die Büchlein überteuert waren, scheiterte das Unternehmen und die Büchlein wurden verramscht.

Das Verhältnis zwischen ÖWB und Duden war immer unverkrampft, weil ein unterschiedlicher Benutzerkreis angesprochen wurde: Das ÖWB bediente die Schule, die Wirtschaft und Verwaltung hielten sich an den Duden, der ja ohnehin auch die Austriazismen berücksichtigte. 1981 startete der Dudenverlag den Versuch eines „Österreichischen Schülerdudens“. Es war eine grundlegende Überarbeitung des deutschen Schülerdudens. Besonders wertvoll fand ich den allgemeinen Anhang einer Wortkunde, den Ingo Reiffenstein für Österreich überarbeitete. Es war das Bestreben, nicht nur immer Unterschiede zu beschreiben, sondern innerhalb des deutschen Sprachsystems die österreichische Sicht zur Geltung zu bringen. Das Buch wurde nicht approbiert, weil das Österreichische Wörterbuch ein Monopol für die Schulen hatte. Der Dudenverlag wollte sich daraufhin nie mehr auf ein solches Abenteuer einlassen. Eine neue Situation entstand, als von österreichischer Seite immer stärker ein österreichischer Duden gefordert wurde, zumal das Monopol des ÖWB gebrochen worden war. Die österreichische Bearbeitung sollte von einer Innsbrucker Gruppe durchgeführt werden, die sich allein überfordert sah, wodurch die Leitung wieder an mich fiel¹². Die Bearbeiter waren dem Projekt gegenüber skeptisch und auch der Dudenausschuss erhob Bedenken. Ich selbst sah keine wesentliche Konkurrenz zum ÖWB, das ja ohnehin in der Schule als unschlagbar galt. Interessiert hat mich ein lexikografischer Grund. Es lag schon eine alte Forderung von Ulrich Amon vor, es müsste auch ein Wörterbuch geben, in dem nicht nur die österreichischen und schweizerischen Ausprägungen markiert werden, sondern auch die Teutonismen (oder Deutschlandismen). Es bot sich nun die Chance auszuprobieren, ob dies durchführbar ist. Die Aussprache wurde genauer behandelt, z. B. die Längen und Kürzen von Endsilben. Außerdem konnten die österreichischen geografischen Namen sowie Personennamen bedeutender österreichischer Persönlichkeiten (diese fehlen z. B. im ÖWB) aufgenommen werden. Wie bei anderen Dudenbänden wurde auch eine CD-ROM mit einer digitalen Version hergestellt, die als Einstieg gratis heruntergeladen werden konnte. In der Öffentlichkeit war die Resonanz eher gering, es setzte auch keine Diskussion über das lexikografische Verfahren ein; dafür ist in Österreich, wo die ideologische Diskussion immer die Sachdiskussion überdeckt, kein richtiger Boden. Interessant ist ein Detail zu Approbation in den Schulen. Die Approbationskommission verlangte nach einer provisorischen Vorlage die Kürzung von den ca. 1200 Seiten des Rechtschreibdudens auf ca. 950 Seiten, was angesichts des Gewichts der Schultaschen verständlich ist. Sie verlangte aber auch ein vollständiges, gebundenes Einreichexemplar einschließlich CD-ROM, was sich ein österreichischer Verlag finanziell nicht geleistet hätte. Ob das eine Hürde sein sollte, bleibe dahingestellt. Für mich erstaunlich waren aber die

Gutachter, die das Buch sachlich und zustimmend bewerteten, was bei der österreichischen Konkurrenzsituation nicht unbedingt zu erwarten war. – Letztlich war das Projekt insofern von Vorteil, als im Windschatten einige andere Vorhaben, wie die Broschüre oder die 4. Auflage von „Wie sagt man in Österreich?“, im Verlag von mir durchgebracht werden konnten.

Meine eigene Mitarbeit am ÖWB setzte spät ein. Die Arbeit an einem deutschen Verlag wurde in gewissen Kreis sehr distanziert, wenn nicht gar landesverräterisch, gesehen und eine Mitarbeit daher undenkbar. Immerhin meinte schließlich Ernst Pacolt, ich könnte einer von dreißig Konsulenten sein, was ich angesichts meiner Vorarbeiten erheiternd fand. Die Vorgeschichte des ÖWB brauche ich hier nicht zu wiederholen. Nachdem es Jahrzehnte als schmales Schulwörterbuch vegetiert hatte und seit den 1970er Jahren anfangs missglückte Erweiterungen gegeben hatte, war es dem Verleger Otmar Spachinger und dem Redakteur Herbert Fussy zu verdanken, dass es in den 1990er Jahren zu einem vollwertigen Wörterbuch ausgebaut wurde. Bei einer Ausweitung des Bearbeiterkreises wurde ich zur Mitarbeit eingeladen. Es spielte durchaus eine Rolle, dass meinem Beitrag am Duden ein Gegengewicht entgegengesetzt werden sollte. Dr. Fussy kannte mich zuerst von der Zusammenarbeit an Schulbüchern. Er erwartete einen Beitrag zur Systematisierung des Wörterbuchs. Tatsächlich ging es mir – abgesehen von Wortbeiträgen – um das lexikografische System. Das ÖWB ist nämlich kein neu erarbeitetes, sondern – wie auch der Rechtschreibduden – ein „fortgeschriebenes“ Wörterbuch, d. h. von Auflage zu Auflage werden Neueinträge oder Korrekturen angebracht. Im Laufe der Jahre und mit Wechsel von Bearbeitern ändert sich dadurch der Duktus. Beim ÖWB wurden zu Zeiten des kleinen Schulwörterbuchs oft nur die Schreibungen des Grundwortschatz angegeben, im weiteren Verlauf wurden die neuen Wörter zunehmend erklärt und mit Beispielen versehen, sodass schließlich die wichtigen Grundwörter die geringsten Informationen enthielten. Auch die Einschätzung der Stil- und Sprachschicht änderte sich, sodass Markierungen „umgangssprachlich“, „mundartlich“ uneinheitlich angewandt wurden. Für ein österreichisches Wörterbuch sind ja die Stil- und Gebrauchsangaben besonders wichtig. Gemeinsam mit Ulrike Steiner habe ich alle Stilmarkierungen zusammengestellt, Kriterien formuliert und durchgängig überarbeitet. Außerdem wurden Modelle für die sehr unterschiedliche Art der Bedeutungsangaben zusammengestellt. (Bei den Ausspracheangaben war das ÖWB dank Otto Back schon sehr stringent.) – Wenn man das heutige ÖWB mit dem Rechtschreibduden vergleicht, so findet man im Duden mehr Wörter (das Hauptgewicht liegt auf Schreibung und Grammatik), das ÖWB enthält mehr Bedeutungsangaben.

II

Zum lexikografischen System von „Wie sagt man in Österreich?“ möchte ich folgende Punkte ausführen: 1. Beschreibungssprache; 2. Auswahl und Lemmaansatz von Nonstandardwörtern; 3. Belege.

1. Da noch kein Muster für ein solches Differenzwörterbuch vorlag, musste erst ein lexikografisches System aufgebaut werden. Ich entschied mich in der Beschreibungssprache für einen narrativen Duktus, z. B. „bedeutet in Österreich ..., in Deutschland ...“, „österreich. auch für ...“, „österreich. Form für binnendeutsch ...“ u. Ä. Kurt Meyer für den Schweizer Band entschied sich für ein Zeichensystem (= für gleichbedeutendes Synonym, # für ein wenig gebräuchliches Synonym, // für ein in der Schweiz unübliches Synonym). So einfache Aussagen, was für Österreich oder für Deutschland zu gelten habe, konnten damals noch gemacht werden. In der Terminologie war es üblich von „binnendeutsch“ (für Deutschland) im Gegensatz zu österreichisch bzw. schweizerisch zu sprechen. Der Terminus wurde einerseits von Sprachhistorikern kritisiert, weil er für das ältere Binnengermanisch im Gegensatz zum Nordseegermanisch besetzt war (was heute aber keine Rolle mehr spielt), andererseits die nationalen Varietäten als Anhängsel und Randerscheinungen suggerierte. Daher habe ich in der 3. Auflage „binnendeutsch“ gänzlich aufgegeben und durch das Kürzel „in D“ ersetzt. Beispiel **Podest**: statt „ist in Österr. immer Neutrum, im Binnend. auch

Maskulinum“ hieß es in der 3. Auflage „ist österr. (und süddt., schweiz.) immer Neutrum, in D auch Maskulinum“; **hie und da**: 2. Auflage „österr. (und süddt.) nur so gebrauchte Form für binnend. ‚hierbei‘“, ab der 3. Auflage „österr. (und süddt., schweiz.) Form, (in D) hier und da“. Man sieht in den Beispielen auch die genauer gefassten Angaben und die straffere Formulierung. In diesem Sinn wurde auch der Untertitel „Wörterbuch der österreichischen Besonderheiten“ zu „Wörterbuch des österreichischen Deutsch“ geändert.

Als Definitionswort wurden die deutschländischen Wörter vermieden und eine neutrale Erklärung oder ein gemeindeutsches Synonym verwendet, z. B. *Schweinerne*: kann durch das gemeindt. *Schweinefleisch* erklärt werden. Andererseits sind die meisten deutschländischen Wörter auch in Österreich bekannt, sodass es unnötig umständlich wäre, z. B. eine Fruchtbezeichnung eigens umständlich zu definieren. In diesem Fall wird trotzdem das deutschländische Wort verwendet, aber mit einem einschränkenden Zusatz versehen. Zu *Marille* hieß es in der 2. Auflage „österr. für binnendt. Aprikose“, ab der 3. Auflage „(in D) Aprikose“.

In der 3. Auflage mussten aus Platzgründen das Nachwort wegfallen und noch im Umbruch einige Seiten gekürzt werden. Das war in der 4. Auflage nicht mehr nötig, dafür wurde knapper formuliert, so die Zeitungen in den Belegen als Kürzel angegeben, z. B. PR (Presse), ST (Standard) usw., was einige Seiten Umfang ausmacht.

Eine Neuerung im System bildete ab der 3. Auflage die Zusammenführung von Komposita und Ableitungen mit einem Simplex, wodurch Platz gespart werden, aber auch die Produktivität eines Wortes für die Wortbildung gezeigt werden konnte. Einen eigenen Artikel mit Wortklärung gibt es nur noch bei neuer Bedeutung eines Kompositums.

2. Bei Nonstandardwörtern bildeten Auswahl und Ansatz ein Problem. An sich sollte das Büchlein nur Standard verzeichnen, wobei aber auch Wörter, die nicht der Standardsprache angehören, aber schriftlich oder in der Öffentlichkeit häufig vorkommen, einbezogen werden müssen. Das Buch sollte auch eine Lesehilfe für österreichische Literatur sein und somit etwa auch Karl Kraus oder Helmut Qualtinger erschlossen werden können. Gerade die dialektalen Lokaladverbien (*abhin*, *authin* usw. mit ihren Schreibungen *abi*, *obi*, *aufi* usw.) wollte ich darstellen. Unglücklicherweise beginnt das Alphabet gerade mit solchen Wörtern, sodass bei Benutzern der Eindruck eines Dialektwörterbuchs entstand. Vergleich der vier Auflagen: 1. Aufl. (1969): **a** (mundartlich für ‚ein‘ und ‚auch‘), ... **abher**, mit Nebenformen **aba**, **ober**. 2. Aufl. (1980): **aba** mit Nebenform **ober**. 3. Aufl. (1998): **aba**, **oba** <etymologische Schreibung: abher>. 4. Aufl. (2009): völliger Verzicht auf die dialektalen Adverbien, das Alphabet beginnt mit **a**... für die verneinende Vorsilbe in Fremdwörtern, die österreichisch lang ausgesprochen wird. Man sieht die schwierigen Versuche des Ansatzes und das Schwanken zwischen aussprache- oder herkunftsorientiertem Ansatz. Das betrifft besonders auch Speisenbezeichnungen, die, um Bodenständigkeit zu signalisieren, in einer Dialektform geschrieben werden, aber eigentlich keine Dialektwörter mehr sind, da sie in dieser Form in die Fachsprache eingegangen sind, z. B. **Kiachi**, **Küachle**. Sie werden als „verschriftlichte Dialektform“ bezeichnet. Mundartliche Wörter sind in der 4. Auflage grundsätzlich nicht aufgenommen worden. Wo es unverzichtbare Grenzfälle gibt, werden sie als „mundartnah“ gekennzeichnet. (Eine genaue Erläuterung der Angaben findet sich im Vorspann „Zur Anlage des Wörterbuchs“ Seite 9–13.)

In der 4. Auflage wurde der Aussprache besonderes Augenmerk gewidmet. Ich wollte dazu die Angaben im „Österreichischen Aussprachewörterbuch“¹³ heranziehen, wurde aber insofern enttäuscht, als dort eine andere Wortauswahl und als Zielgruppe offensichtlich ein professionelle Sprecher angestrebt wird. So findet sich bei *Mathematik* zwar die Betonung auf der vorletzten Silbe, aber nicht die Kürze dieses *a*, das im deutschländischen Standard lang gesprochen wird. Das gilt für alle Fälle mit *-atik*, *-atisch*. Ein ähnliches Problem sind die lange oder kurze Aussprache der Wörter auf *-ik*, *-it*, *-itisch* usw. – Es ist leider nie gelungen, dass die verschiedenen mit dem österreichischen Deutsch befassten Personen oder Institutionen sich auf eine wissenschaftlichen Ebene abstimmen.

3. Die Belege spielten bei der Arbeit an dem Wörterbuch eine große Rolle. Da meine Vorbilder die Bedeutungswörterbücher aus der Dudenredaktion waren und dort auch Literatur- und Zeitungsbelege angeführt wurden, wofür die Redaktion bereits in den 1960er Jahren eine ausführliche Belegsammlung angelegt hatte, führte ich Belege auch in mein Wörterbuch ein, ohne zu ahnen, dass damit eine riesige Arbeit verbunden war. Ich begann nun die österreichische Literatur zu exzerpieren. Ich kämpfte mich durch „Die letzten Tage der Menschheit“, Doderers „Dämonen“, die Romane Joseph Roths, die Texte der Wiener Gruppe, die Dramen Schitzlers, auch Billinger erschien damals noch zitierenswert. Nicht wenige Belege aus im Quellenverzeichnis verzeichneten Texten waren aber auch zufällige Lesefrüchte. Zum Glück blieb mir Musils „Mann ohne Eigenschaften“ erspart, denn der war in der Belegsammlung der Dudenredaktion ausführlich exzerpiert, ebenso die Romane der Gertrud Fussenegger. Daneben exzerpierte ich mehrere österreichische Tageszeitungen. Wenn ich auf Texte des 19. Jahrhunderts zurückgriff, wie Nestroy oder Grillparzer, so sollten sie nur Wörter, die noch aktuell waren, belegen, was aber von Benutzern (wer liest schon einen Einleitungsteil?) nicht so verstanden wurde, ebenso verhielt es sich mit Nonstandardwörtern, sodass manchmal das Wörterbuch als historisch oder dialektal angesehen wurde.

In den folgenden Auflagen war es ein selbst auferlegtes Bestreben, die neueste Literatur zu zitieren. So kamen in der 2. Auflage die Sophie-Silber-Romane von Barbara Frischmuth, die Stück von Handke, Texte von Reinhard P. Gruber, Gerd Jonke, Elfriede Jelinek, H. C. Artmann, Thomas Bernhard, Alois Brandstetter usw. hinzu. In der 3. Auflage wurden diese Autoren mit neuen Werken zitiert. Um nicht nur den städtisch orientierten literarischen Sprachgebrauch zu repräsentieren, versuchte ich auch ländlichen Sprachgebrauch, dessen dialektaler Habitus auch in der Standardsprache spürbar ist, einzubringen, besonders durch die Romantetralogie „Vom Ende der Ewigkeit“ von Friedrich Ch. Zauner (der Autor stellte mir außerdem die Manuskriptdisketten zur Verfügung), Hans Leberts „Wolfshaut“ oder die Romane von Josef Winkler. In der 3. Auflage änderte sich auch die Situation bei den Pressebelegen, da die Zeitungsarchive im Internet frei zugänglich wurden. Man konnte nun gezielt nach Belegen suchen. Besonders ergiebig war das Archiv der „Oberösterreichischen Nachrichten“, das bis 1986 zurückreichte, sodass durch Eingrenzung des Zeitraums auch veralteter oder neuer Wortschatz sichtbar wurde. Zugleich ist diese Zeitung eine gute Quelle für umgangssprachlichen Wortschatz.

Für die 4. Auflage schien es mir nötig, österreichisches Deutsch in der aktuellen Form darzustellen und somit auf die historische Belege zu verzichten. So wurden die Presse-Zitate auf den Zeitraum ab 2000, Literaturzitate ab 1980 beschränkt. Dass das Doderer-Deutsch inzwischen historisch geworden war, liegt an der Zeit, aber es gab noch jüngere Werke typisch österreichischer Prägung, wie Menasses „Selige Zeiten – brüchige Welt“ oder die Romane von Peter Henisch. Die Exzerption der neuen Romane, z. B. von Köhlmeiers „Abendland“, Roths „Das Alphabet der Zeit“ oder Menasses „Don Juan“, machten mir klar, dass österreichische Ausprägungen im Schwinden waren. Man konnte zwar Austriazismen finden, aber – was im Wörterbuch nicht zum Ausdruck kommt – ebenso viele denkbare Austriazismen gemeindeutschen oder deutschländischen Ausprägungen gewichen waren. Man kann auch nicht den in Österreich viel gescholtenen deutschen Lektoren die Schuld geben, denn ein solcher hätte die *hat gestanden*, *gelegen* usw. vollständig geändert und nicht nur teilweise. Daher änderte sich auch der Duktus des Wörterbuchs: Es wird einfach der traditionelle oder typische Wortschatz verzeichnet, aber keine Aussage mehr getroffen, wie weit er im Einzelfall verbreitet ist und ob nicht andere Formen ebenso vorkommen oder sogar häufiger sind. Die Arbeit an dieser 4. Auflage hat mir klargemacht, dass eine deutliche Trendwende stattgefunden hat und österreichisches Deutsch neu gesehen werden muss.

Diese Mühe der händischen Exzerption mag für den Benutzer geringen Nutzen haben, sie eröffnet dem Lexikografen alter Schule aber viele Einblicke in Sprache. Es gab zu dieser Zeit auch in Österreich kein Korpus, auf das man zurückgreifen hätte können. Heute ist das Verfahren obsolet. Am deutlichsten zu sehen ist das an der zweiten Auflage des Variantenwörterbuchs, die in einer Wiener Arbeitsstelle unter Leitung von Prof. Alexandra Lenz erarbeitet wird. Für diese steht ein neues riesiges Korpus der österreichischen

Pressesprache des ICLTT - Institut für Corpuslinguistik und Texttechnologie der Österreichischen Akademie der Wissenschaft sowie der Datenbank für Hochschulen (WISO) zur Verfügung. Belletrische Literatur wird nicht mehr exzerpiert, wodurch sich die Wortschatzbasis verschiebt. Die riesige Menge der Einträge fördert viele Belege zutage, die nicht zum traditionellen österreichischen Deutsch gehören. Das hat den Vorteil, dass manche falsche tradierte Einschätzungen korrigiert werden, den Nachteil, dass Zufallsbelege oder Belege aus bestimmten Textsorten sowie bloße Übernahmen aus z. B. deutschen Presseagenturen ein Übergewicht bekommen. Die Wertung der Belege bleibt daher nicht erspart. Wenn man, wie ich, weder universitär noch medial vernetzt ist, werden die Zugänge zu den Quellen verschlossen bleiben. Die Zeit des eigenverantwortlichen Lexikografen mit eigener Handschrift ist wohl vorbei, wie auch die Enzyklopädisten der großen Lexika Geschichte sind. Die Abwanderung der Dudenredaktion von Mannheim nach Berlin und die radikale Verkleinerung der Dudenredaktion sind ein Indiz dafür, auch wenn der Kern der Duden-Wörterbücher erhalten bleibt. Der neue Vorsitzende des österreichischen Duden Ausschusses, PD Dr. Manfred Glauninger, wird seinen Weg für die Darstellung des österreichischen Deutsch finden.

-
- ¹ Erste Arbeiten erschienen bezeichnenderweise im Ausland: Nyhlén, Lars-Olof (1961): Die Sonderstellung der deutschen Schriftsprache in Österreich. Eine Übersicht über ihre Entwicklung und heutige Lage. Masch., Stockholm; Rizzo-Baur, Hildegard (1962): Die Besonderheiten der deutschen Schriftsprache in Österreich und in Südtirol. (= Duden-Beiträge 5). Mannheim (Dudenverlag); Valta, Zdeněk (1967): Die österreichischen Prägungen im Wortbestand der deutschen Gegenwartssprache. Masch., Prag; Domašnev, Anatolij Ivanovič (1967): Očerk sovremennogo nemeckogo jazyka v Avstrij [Abriss der modernen deutschen Sprache in Österreich]. Moskva.
 - ² Der Titel wurde später von einem anderen Verlag verwendet: Roland A. Wolff: Wie sagt man in Bayern. Eine Wortgeographie für Ansässige, Zugereiste und Touristen. C.H. Beck, München 1980
 - ³ Meyer, Kurt: Wie sagt man in der Schweiz. Wörterbuch der schweizerischen Besonderheiten. Dudenverlag, Mannheim u.a. 1989
 - ⁴ Klappenbach, Ruth / Steinitz, Wolfgang: Wörterbuch der deutschen Gegenwartssprache. 6 Bde. Akademie-Verlag, Berlin 1964 ff.
 - ⁵ sprechen+schreiben 4, hpt, Wien 1982
 - ⁶ Wörter und Wendungen des österreichischen Deutsch, in: Wiesinger, Peter (Hg.): Das österreichische Deutsch, Böhlau, Wien u.a. 1988, Seite 99–187
 - ⁷ AMMON, Ulrich (1995): Die deutsche Sprache in Deutschland, Österreich und der Schweiz. Das Problem der nationalen Varietäten. Berlin/New York (de Gruyter)
 - ⁸ Meyer, Kurt: Schweizer Wörterbuch. So sagen wir in der Schweiz. Mit einem Beitrag von Hans Bickel. Verlag Huber, Frauenfeld 2006
 - ⁹ Zehetner, Ludwig: Bairisches Deutsch. Lexikon der deutschen Sprache in Altbayern. 4. Aufl., Verlag vulpes, Regensburg 2013
 - ¹⁰ Österreichisches Deutsch. Eine Einführung von Jakob Ebner. Dudenverlag, Mannheim u. a. 2008.
 - ¹¹ http://www.duden.at/download/oesterreichisches_deutsch.pdf.
 - ¹² Duden – Das große österreichische Schulwörterbuch. Dudenverlag, Mannheim u.a. 2008 (2. Auflage Berlin 2013)
 - ¹³ Muhr, Rudolf: Österreichisches Aussprachewörterbuch. Österreichische Aussprachedatenbank. Peter Lang, Frankfurt am Main u.a. 2007